

June Adams

Bei Dir ist mein Herz

Roman

Deutsche Erstausgabe 2016

Copyright © 2016 by June Adams

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung bedarf der ausschließlichen Zustimmung der Autorin. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Verwertung, Übersetzung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bildnachweis: © Christine Krahl – Fotolia.com

ISBN-13: 978-1536941968

ISBN-10: 1536941964

www.JuneAdams.de

Dedicated to the One I love

Prolog

Chanson I *The Moment I wake up, before I put on my Make-up*

Chanson II *These Boots are made for walkin'*

Chanson III *Back to Life, back to Reality*

Chanson IV *If I can make it there, I'll make it anywhere*

Chanson V *You've got a Friend!*

Chanson VI *Keep the Faith*

Chanson VII *The City that never sleeps*

Chanson VIII *Hit the Road Jack!*

Chanson IX *Let's get it on*

Chanson X *Fly me to the Moon*

Chanson XI *Raindrops keep fallin' on my Head*

Chanson XII *Kung Fu Fighting*

Chanson XIII *Welcome to the Jungle*

Chanson XIV *What shall we do with the drunken Sailor?*

Chanson XV *There is a bad Moon on the rise*

Chanson XVI *Can't take my Eyes off you*

- Chanson XVII *Ain't no Mountain high enough*
- Chanson XVIII *I am sailing, stormy Waters*
- Chanson XIX *You're the First, the Last, my Everything*
- Chanson XX *It's been a hard Day's Night*
- Chanson XXI *All my Loving, I will send to you*
- Chanson XXII *It's up to you, New York, New York*
- Chanson XXIII *Start me up!*
- Chanson XXIV *You'll never walk alone*
- Chanson XXV *Somewhere over the Rainbow*
- Chanson XXVI *Stop! In the Name of Love...*
- Chanson XXVII *A Walk in the Park, a Step in the Dark*
- Chanson XXVIII *Shake, shake, rattle and roll*
- Chanson XXIX *She's got Style, she's got Grace, she's a Lady*
- Chanson XXX *I can't escape, I love you 'til the end*
- Chanson XXXI *Tears in Heaven*
- Chanson XXXII *Goodbye my Lover, goodbye my Friend*

Epilog

Es ist Nacht,
und mein Herz kommt zu dir,
hält's nicht aus,
hält's nicht aus mehr bei mir.

Legt sich dir auf die Brust,
wie ein Stein,
sinkt hinein,
zu dem deinen hinein.

Dort erst,
dort erst kommt es zur Ruh,
liegt am Grund
seines ewigen du.

Christian Morgenstern

Prolog

Ich habe den September immer geliebt. Nicht nur, weil es der Monat ist, in dem ich Geburtstag habe. Nicht nur, weil ich in diesem Monat meine große Liebe geheiratet habe. Nein, ich habe ihn immer geliebt, weil er für mich das darstellt, was das Leben ausmacht, das, wonach ich mich immer gesehnt habe. Ein Gefühl des Ankommens. Der Sommer ist fast vorbei, die Hitze hat sich gelegt und ist einer ausgeglichenen, ruhigen Wärme gewichen, die Bäume und Sträucher sind zwar noch grün, aber in einem satten, zufriedenen Grün, einem Grün, das nach keinen großen Errungenschaften strebt oder große Erkenntnisse erwartet. Einem Grün, das sich wohlfühlt in seiner Haut, zwischen den Blumen und Gräsern in der frühen Herbstsonne.

Ich liebe den September noch immer, weil er mich an die schönsten Augenblicke erinnert, daran, das Glück zu genießen, solange man es hat, ohne an das Schicksal zu denken, das vielleicht schon seine Schatten vorauswirft. Wenn die Abendsonne feierlich am Horizont untergeht und die Luft mit einer letzten warmen Brise über mein Gesicht streicht, fühlt es sich fast so an, als würde er seine Arme wieder um mich legen.

Ich habe ihn immer geliebt, den September. Und ich werde ihn weiter lieben, verzweifelt und entschlossen, ganz egal, was er mir noch antun wird.

Chanson I

The Moment I wake up, before I put on my Make-up

Es war der heißeste Sommer seit Jahren. Die Menschen ächzten unter der Hitze, die seit Wochen über der Stadt lag, kein Luftzug, kein Regentropfen brachte die ersehnte Abkühlung. Die Blumen auf meinem winzigen Balkon – bunte Veilchen, Stiefmütterchen und ein paar rote Geranien – waren schon fast verdorrt, und wenn ich morgens vor die Tür trat, wurde ich beinahe erschlagen von der dumpfen, brütenden Wärme, die sich noch nicht einmal nachts vertreiben ließ.

An Schlaf war in diesen heißen Nächten nicht zu denken. Doch für mich machte es keinen Unterschied. Schlaf war keine Erholung mehr für mich. Wenn ich meine Augen schloss und für einen kurzen Moment in die Welt der Träume hinüberglied, so dauerte es keine fünf Minuten bis ich wieder erwachte, mich aufrichtete, kurz die Orientierung suchend, verwirrt, ängstlich, meinen rasenden Herzschlag spürend. Ich wusste, dass etwas nicht stimmte, doch mein Verstand brauchte Zeit, um die traurige Gewissheit wieder zu begreifen. Dann lehnte ich mich zurück in die Kissen, versuchte ruhig und flach zu atmen und die Dämonen der Nacht zu vertreiben.

Und jeder Morgen, jedes Aufstehen wurde zu einer Herausforderung. Die Sonne, die – als wolle sie sich über mich lustig machen – erbarmungslos zwischen den Vorhängen

hindurchschien und in Sekundenschnelle den ganzen Raum in gleißendes Licht tauchte, die fröhlichen Kinder, die sich am Brunnen vor meinem Fenster Bälle zuwarfen. Die Welt schien zu lachen. Und ich weinte.

»Wieso klingst Du so komisch?«, fragte Marta, und ich räusperte mich schnell. Jeden Morgen um dieselbe Zeit rief sie mich an, fragte, wie es mir ginge, ob ich geschlafen und gegessen hätte und ließ sich von meiner rauhen Morgenstimme versichern, dass ich den Tag überstehen würde, weitermachen, »Schritt für Schritt, Tag für Tag. Ich liebte sie dafür und tat mein Bestes, sie nicht zu enttäuschen. Doch an Tagen wie diesen fiel es mir schwer, überhaupt einen Ton aus meiner zugeschnürten Kehle herauszubringen.

»Das kann so nicht weitergehen.« Marta klang zum ersten Mal seit Monaten fast ein wenig wütend. Ihre ruhige, samtene Stimme hatte plötzlich einen bestimmten Ton, der keine Widerrede zu dulden schien.

Ich seufzte. »Marta, es ist so lieb, dass du dich sorgst, aber ich bin noch nicht so weit.«

»Cecilia. Seit Monaten höre ich das Gleiche. Ich weiß, wie furchtbar und schlimm es ist. Ich weiß.« Ihre Stimme klang fest, aber noch immer besorgt. »Ich ertrage es nicht, dir dabei zuzuschauen, wie du dich immer weiter quälst und daran immer mehr kaputtgehst. Was geschehen ist, ist geschehen. Irgendwann geht das Leben weiter.«

Nein! Wollte ich schreien, nein, es geht nicht weiter. Alle sagen das, ja, ich hatte es ja selbst schon oft gesagt, sogar zu Marta selbst, früher, wenn sie traurig war, wegen irgendeinem Kerl, einer

verlorenen Liebschaft, einem heftigen Streit mit ihrer Mutter. Ich hatte es gesagt, aber die Bedeutung nicht verstanden. Denn tatsächlich gibt es Dinge, die einem passieren, die alles stillstehen, erstarren, erfrieren lassen. Wendepunkte, die das Leben nicht verändern, sondern es anhalten, einem jede Lebendigkeit ausaugen. Die das Schöne, das Strahlende, die Freude nehmen, all das, was das Leben lebenswert macht.

Was dich nicht umbringt, macht dich stärker, so sagt man. Aber das stimmt nicht. Es gibt Dinge, die einem die Seele nehmen, und wie kann das weniger schlimm sein als sterben?

»Cecilia? Süße? Bist du noch da?«

Ich seufzte leise. »Ja, Marta. Aber ich weiß nicht, ob...«

»Schluss jetzt«, befahl Marta. »Ich habe eine Überraschung für dich. Wir treffen uns um sieben in der *Min Bar*. Keine Widerrede. Ich muss jetzt zur Arbeit. Bitte versuch, bis heute Abend keine größeren Dummheiten zu machen.«

Ich musste unwillkürlich schmunzeln.

»Aye aye, Captain. Das Schlachtermesser liegt gut verwahrt auf dem Dachboden...«

Wir mussten beide ein bisschen lachen, wobei das meinige eher zu einem heiseren Glucksen verunglückte. Dann war die Leitung tot, und ich war wieder allein.

Chanson II

These Boots are made for walkin'

Mary lebte nicht weit von Gut Chester entfernt, und doch kam Clara der Weg zu dem Haus ihrer Großmutter heute länger vor als sonst, beschwerlicher.

Der Pfad führte sie vorbei an zahlreichen Hütten und Landhäusern, an Feldern und Äckern, die ihr seit frühester Kindheit vertraut waren. Bauern mit von der Sonne gegebten Gesichtern zogen grüßend den Hut, wenn sie vorbeikam, Landfrauen mit Kopftüchern, die ihre Einkäufe in großen Bastkörben nach Hause trugen, lächelten ihr freundlich zu. Claras Vater, Lord Chester, war gut zu ihnen, er hatte sie unterstützt bei der großen Dürre im letzten Jahr, und er galt als einer der großzügigsten Gutsherren des Landes.

Clara kannte jeden Stein, jeden Grashalm in dieser Gegend. Als kleines Mädchen hatte sie zwischen den Ziegen des Nachbarn gespielt, am Teich die Enten gefüttert und mit ihrer Schwester am Strand herumgetollt. Nun, da sich so vieles geändert hatte, nahm sie alles um sich herum viel bewusster wahr. Das Grün der Wiesen erschien ihr satter, das Licht der Morgensonne gleißender, die Felsen noch steiniger als sonst. Als ob die Welt sich ihr heute besonders intensiv zeigen wollte.

Schon von weitem sah sie die große Eiche, hinter der sich der schmale Weg auf die Erhebung zwischen den Dünen empor-schlängelte.

Das über und über mit Efeu bewachsene Haus ihrer Großmutter Mary stand nah an einer kleinen Klippe, und wenn man auf der kleinen Bank zwischen den Rosen im Garten saß, so konnte man das Rauschen des Meeres hören, die Wellen, die tosend an die rauen Felsen am Strand schlugen und eine brausende Gischt hinterließen.

»Mein liebes Kind, so ein weiter Weg, und das ohne einen Sonnenschirm!« Mary hatte die Haustür weit geöffnet und stand mit einem Lächeln im Gesicht in dem steinernen Türrahmen. Sie hatte die Hand zum Schutz vor der Sonne über ihre Augen gelegt und sah ihrer Enkeltochter entgegen, die gerade durch das offene Gartentor geschritten war und ihr auf dem schmalen Kieselpfad entgegenkam. Schlank war Clara geworden, noch schlanker als bei ihrem Besuch vor einigen Wochen. Das weiße Sommerkleid lenkte den Blick auf ihre schmalen, leicht gebräunten Schultern, ließ den Rest ihrer Figur jedoch nur erahnen. Um ihren Hals trug sie die edle Silberkette mit dem leuchtenden Rubin, die Mary ihr vor kurzem zu ihrem sechzehnten Geburtstag geschenkt hatte. Schön war Clara noch immer. Sie hatte das dunkle, volle Haar ihrer Mutter geerbt sowie ihre großen haselnussbraunen Augen. Das energische Kinn ihres Vaters zeigte ihre Entschlossenheit, ihren Mut, zweifelsohne Eigenschaften, die sie nun würde brauchen müssen. Denn die Widrigkeiten des Lebens schienen sich gerade geballt über ihr zusammenzubrauen, wie ein Gewitter,

noch ungewiss, ob es nur eine nasse Spur auf den Dächern oder ein Land der Verwüstung zurücklassen würde.

Mary hoffte so sehr, dass es für ihre Enkeltochter nur ein kurzer Schauer sein würde. Und nun breitete sie die Arme weit aus und drückte ihr geliebtes Enkelkind fest an sich.

Es war schön für Clara, bei ihrer Großmutter zu sein, heißen Ingwertee zu trinken, warme Schokoladenplätzchen zu essen und Marys beruhigender Stimme zuzuhören, die von den Eichhörnchen und wilden Kaninchen in ihrem Garten erzählte, den vergangenen Wochen hier am Meer, dem Sturm, der an ihren Wänden gerüttelt und lautstark durch die Ritzen des Hauses gezogen war.

»Aber dieses Haus steht noch zweihundert Jahre, das sag ich dir.« Mary strich gedankenverloren über die dunkle Steinmauer neben dem Kamin. Dann sah sie Clara an, die ihre müden Augen kurz geschlossen hatte.

»Du siehst erschöpft aus, mein Kind«, sagte sie mit besorgter Miene und setzte sich zu ihr an den großen Holztisch. »Willst du darüber sprechen?«

Clara zuckte mit den Achseln. »Es gibt nicht viel zu sagen, Granny. Wir werden Gut Chester verlieren, wie es aussieht. Alles, wofür meine Eltern seit so vielen Jahren gearbeitet haben. Verloren.« Seufzend sah sie aus dem Fenster.

Mary zog die Augenbrauen hoch. »Was sind denn das für Töne? Du klingst, als hättest du schon aufgegeben. Meinst du, dass es unsere Familie so weit gebracht hat, weil wir in schwierigen Situationen aufgegeben hätten?«

Clara schüttelte verzweifelt den Kopf. Vor ihrem inneren Auge sah sie Gut Chester vor sich – ihr Zuhause; die große weiße Veranda, den Garten mit dem feinen englischen Rasen und den blühenden Magnoliensträuchern und Mandelbäumen, den Trauerweiden und dem mit Seerosen bedeckten Teich, in dem Vaters glänzende Karpfen friedlich ihre Bahnen zogen. Das alles zu verlieren, war ihr unvorstellbar.

»Es ist einfach aussichtslos, Granny. Vater hat Schulden, und zwar sehr viele. Niemand wusste davon, er hat es vor uns allen verheimlicht. Und jetzt...« Sie sah zu Boden. Sie wollte das Undenkbare nicht aussprechen.

»...steht es nicht gut um ihn«, vollendete Mary traurig den Satz.

»Er kann wieder gesund werden, das weiß ich!«, rief Clara und sprang auf. Bei dem Gedanken daran, dass ihr Vater tatsächlich sterben könnte, wurde ihr ganz schwindelig.

»Du musst dich mit der Tatsache auseinandersetzen, dass er von uns gehen könnte, Clara. Du musst vorbereitet sein. Sonst wird es dich treffen wie ein Schlag. Du hast im Moment die Verantwortung für das Gut, mein Kind, du musst stark sein.« Mary sah zu Boden und fügte leise hinzu: »Deine Mutter ist nun einmal nicht mehr hier.«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann, Granny. Es gibt so viel zu tun, so viele Entscheidungen zu treffen! Ich hab doch überhaupt keine Erfahrung mit diesen Dingen.«

Unruhig ging Clara auf und ab. »Vater ist seit Monaten krank und wir hoffen und bangen die ganze Zeit. Aber ich glaube nicht an Wunder, Granny. Und ich bin nicht dumm. Wenn er von uns gehen sollte, dann... Wir werden nichts haben, gar nichts... Wir werden das Gut verlieren. Und was wird aus all den Angestellten,

dem Hof?» Clara schüttelte verzweifelt den Kopf und blieb am Fenster stehen, den Blick auf die heute so verdächtig ruhige See gerichtet. »Vaters Krankheit lähmt uns alle. Es ist, als würde eine bleierne, schwere Müdigkeit auf unserem Haus liegen. Manchmal möchte ich einfach nur schreien.«

Mary trat hinter sie und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Dann tu es doch. Schrei! Sei stark und lebendig. Manchmal hilft es, alles herauszulassen.«

»Ich bin eine Lady, Granny«, gab Clara zu bedenken, musste dann aber selbst schmunzeln. »Obwohl ich nicht mehr viel von einer Lady habe zurzeit.«

Auch über Marys Gesicht mit den unzähligen kleinen Fältchen um die Augen huschte ein Lächeln, das aber sofort wieder verschwand.

»Sag, wie steht es denn genau um das Gut? Hast du mit William gesprochen?«

»Ja.« Clara ließ sich wieder auf den Holzstuhl fallen. Die letzten Abende hatte sie fast ausschließlich damit verbracht, mit William, dem Gutsverwalter, die Finanzen ihres Vaters durchzugehen.

»Es ist eine Katastrophe«, hatte William immer wieder geflucht und Claras Hoffnungen immer mehr schwinden lassen. »Wie konnte er das alles nur vor uns verheimlichen?«, sagte er fassungslos, tiefe Sorgenfalten auf der Stirn.

Clara wusste es nicht. Auch sie hatte nicht geahnt, in welchen Schwierigkeiten ihr Vater, ja das ganze Gut, steckte. Und sie spürte, wie Wut in ihr aufflammte. Denn nun saß sie hier, und nicht er. Nun würde sie und nicht er die Angestellten entlassen müssen, würde ihrer kleinen Schwester beibringen müssen, dass

diese ihr geliebtes Zuhause, den Ort ihrer Kindheit, verlieren würde.

Aber dann sah sie ihren Vater, Lord Chester, wieder vor sich, wie er matt und krank in seinen Kissen lag. Der große starke Mann, der sie alle immer beschützt hatte, plötzlich so verletzlich und hilflos. Und ihre Wut war verflogen.

»Auch die Ärzte wollen irgendwann bezahlt werden«, gab William zu bedenken, und Clara erschrak. Darüber hatte sie noch gar nicht nachgedacht. In ihrem Leben war immer alles selbstverständlich gewesen; die Köche, die sich um ihr leibliches Wohl kümmerten; Angestellte, die ihre Kleidung wuschen, sie anzogen und frisiereten; Gärtner und Pferdeburshen; Butler, die ihr alle Wünsche erfüllten.

Natürlich kamen auch die Ärzte nicht nur zu ihrem Vater, weil sie ihn so mochten. Sie wurden für ihre Dienste schon immer fürstlich entlohnt, das wusste sie. Als Kind hatte sie an einer schlimmen Lungenentzündung gelitten, und Dr. Simmons war sofort zur Stelle gewesen, mit einem »Wundermittel«, das man bislang nur für viel Geld aus dem Ausland bekam. Als er ging, hatte sie gesehen, wie Vater ihm eine Uhr zusteckte, ein neues Modell mit einem dunklen Lederarmband. Damals hatte sie gedacht, dass es vielleicht ein Geschenk war, vielleicht hatte Dr. Simmons Geburtstag gehabt. Aber jetzt war ihr klar, dass Vater den Ärzten immer mehr gegeben hatte als nötig. Wahrscheinlich war ihm schon immer klar gewesen, dass man an der Gesundheit nicht sparen dürfte, dass es nichts Wichtigeres gab.

Doch was sollte sie nun tun? Das wenige Geld, das sie noch besaßen, den Ärzten zukommen lassen? Und was taten diese Ärzte schon groß in der letzten Zeit? Ja, sie waren häufig da,

untersuchten ihn, gaben ihm etwas gegen die Schmerzen, versuchten, das Fieber zu senken. Dann sprachen sie ihm gut zu, sagten, er müsse weiter gegen die Krankheit kämpfen, verabschiedeten sich und verschwanden. Und eine Besserung des Zustands ihres Vaters war nicht in Sicht.

»Kind, wo bist du mit deinen Gedanken?« Mary hatte sich neben sie gesetzt und strich ihr beruhigend über die Schulter.

»Ich möchte einfach nur das Richtige tun...«

»Das wirst du«, sagte Mary ruhig. »Vertrau auf dein Herz, Clara. Es wird dir den richtigen Weg zeigen.«

Chanson III

Back to Life, back to Reality

»Was gibt es denn so Dringendes?«

Ich ließ mich Marta gegenüber auf den in einem schrecklichen Grünton gepolsterten Ohrensessel fallen. Der Geschmack des Barbesitzers war ziemlich gewöhnungsbedürftig, aber immerhin waren die Sitzmöbel gemütlich.

Marta verschränkte die Arme vor der Brust, schaute mich kopfschüttelnd an und sagte in sarkastischem Tonfall:

»...hallo liebe Marta, wie schön, dich zu sehen, es ist ja schon eine ganze Weile her, dass wir uns das letzte Mal gesehen haben. Entschuldige, dass ich dich eine halbe Stunde habe warten lassen... So – liebe Cecilia – beginnt man eine Unterhaltung.«

Ich seufzte. Sie hatte recht. Uneingeschränkt. Ich war ein Schatten meines fröhlichen, pünktlichen Selbst geworden, eine unfreundliche, missgünstige Frau mit ungewaschenem Haar und tiefen Ringen unter den Augen.

»Es tut mir leid. Aber ich hatte noch etwas Dringendes zu erledigen...«

Sie hob eine Augenbraue, und ich wusste, dass sie mir kein Wort glaubte. Ich glaubte mir in diesen Tagen ja selbst kaum. Dabei hatte ich wirklich etwas Wichtiges erledigt. Nun ja, *wichtig* war vielleicht der falsche Ausdruck. *Notwendig*, schien mir treffender.

Ich hatte es tatsächlich endlich geschafft, ein paar Sachen aus der Reinigung abzuholen. Die Frau am Tresen hatte mich zwar etwas misstrauisch angesehen, als ich ihr die zerknitterten Scheine vorlegte, war dann aber mürrisch mit den Worten »mal sehen, ob ich das noch finde« hinter unzähligen Ständern mit in durchsichtiger Folie verpackten Kleidungsstücken verschwunden. Zurück kam sie mit einem Berg Hemden, meinem roten Lieblingssommerkleid und einem Mantel, einem Dufflecoat, in einem dunklen Blau. Ich runzelte die Stirn.

»Der gehört mir nicht«, sagte ich. Die Frau zuckte mit den Schultern. »Ist aber ihre Abholnummer dran. Na ja, dann behalten wir ihn hier. Die Altkleidersammlung freut sich.«

Ich nickte zögernd. Konnte es sein, war es möglich... Nein, war es nicht. Er hätte so etwas nie getragen, das war gar nicht sein Stil. Auch die Größe kam nicht hin, aus dem Ding hätten seine Arme ja einen Meter weit herausgeguckt.

So ging ich heim, hängte mein Kleid in den Schrank und machte mich auf den Weg zu Marta, die mir nun – noch immer mit verschränkten Armen – gegenüber saß.

»Bitte entschuldige, meine Liebe. Sei mir nicht böse, ja? Ich gelobe Besserung.«

Marta beugte sich vor und ergriff meine kalten Hände. »Ich kann es nicht mehr mit ansehen, meine Süße. Es bricht mir das Herz. Bitte komm zurück zu uns Lebenden. Denn du lebst, ob du willst oder nicht.«

Ich nickte langsam, versuchte, den dicken Kloß in meinem Hals hinunterzuschlucken, wich Martas forschendem Blick aus und sah nach draußen. Vor der Bar hatte sich ein Schäferhund niedergelassen, der sich ausgiebig räkelte und dann genüsslich

gähnend den Kopf auf den Vorderpfoten ablegte und eindöste. Beneidenswert, dachte ich, so ein kleines erholsames Nickerchen in der Abendsonne.

Das Schlimme war, dass ich Marta so gern sagen würde, dass sie recht hätte, dass ich wüsste, dass das Leben weitergeht, dass ich mich bemühen würde, Tag für Tag, Stunde für Stunde. Dass ich kämpfen würde um mein Leben, dass ich die Schatten der Vergangenheit hinter mir lassen würde. All das wollte ich ihr so gern sagen. Denn war es nicht das, was alle hören wollten? War es nicht das, was man irgendwann immer sagte in einer solchen Phase? Leere Phrasen, die es einem selbst und den Menschen um einen herum leichter machen sollten. Doch für mich schien sich die Erde einfach nicht weiterzudrehen...

Chanson IV

If I can make it there, I'll make it anywhere

Als Leo an diesem Morgen erwachte, spürte er gleich, dass es ein besonderer Tag werden würde. Es schien alles perfekt zu funktionieren, fast als würde eine unsichtbare Hand ihn führen. Der Kaffee hatte genau die richtige Stärke, die Rasur unter der Dusche verlief ohne Zwischenfälle, die Krawatte band sich den Knoten fast von allein. CNN brachte die üblichen News aus aller Welt, Unruhen in Nahost, ein Bombenanschlag in Istanbul, ein Australier hatte die US Open gewonnen.

Leo hatte sich schon seit Wochen auf diesen Tag gefreut.

Es war der Tag, an dem er befördert werden würde, an dem er endlich in sein neues Büro ziehen würde, was seinen Aufstieg perfekt machte. Er hatte seit Monaten auf dieses Ziel hingearbeitet, hatte Überstunde um Überstunde abgerissen, war den Aufgaben hinterhergelaufen, hatte sich bemüht, freundlich zu jedem zu sein, sogar zu Glenn, dem er es zu verdanken hatte, dass die ersten Monate bei *Clearance Holden* eine echte Zerreißprobe für ihn gewesen waren. Glenn war schon seit zwei Jahren in der Firma und wartete seit einem Jahr auf den einen Anruf, den Ruf von ganz oben, endlich zu den Großen zu gehören. Aber er kam nicht. Und dann kam Leo, dieser großgewachsene dynamische Typ aus Germany, mit dem starken Akzent, mit seiner deutschen

Pünktlichkeit und dem so verdammt nervigen Perfektionismus. Glenn merkte wohl, dass dieser Kerl hier so schnell aufsteigen würde wie eine Feder im Wirbelsturm.

Harry, ihr Chef, bekannt für seine manchmal unbarmherzige Art, liebte die Deutschen, ihren Ehrgeiz und Fleiß. »Wir können von den *Krauts* noch was lernen«, pflegte er beim monatlichen After Work Drink in der *Wrights Bar* zu sagen, woraufhin er sein Glas hob und einen Toast ausbrachte, auf die Arbeit, auf das System, auf das Leben.

Und so beschloss Glenn, es dem Neuen einfach ein bisschen schwerer zu machen. Leo arbeitete eh schon oft bis spät in die Nacht, und es gab immer mehr als genug, was erledigt werden musste. Jetzt war aber manchmal auch noch zufällig ein Memo verschwunden, das er dringend benötigte, und es kostete ihn Tage, die wichtigen Informationen wieder zusammenzubekommen.

Hilary, Sekretärin des Chefs und Mitarbeiterin der ersten Stunde, graumeliertes Haar, stets akkurat in Nadelstreifen oder gedeckten Farben gekleidet, so etwas wie die gute Seele der Firma, die alles wusste und jeden kannte, nahm Leo an einem Abend zur Seite und legte ihm mit mütterlicher Geste die Hand auf die Schulter, was bei einem Größenunterschied von ungefähr vierzig Zentimetern etwas seltsam ausgesehen haben musste. »Du solltest langsam mal auf den Tisch hauen, mein Junge. Sonst wird das hier ewig so weitergehen. So ist das hier bei uns im Land der unbegrenzten Möglichkeiten.« Sie setzte ein leicht ironisches Lächeln auf. »Man bekommt hier nichts geschenkt. Wenn dir jemand ans Bein pinkelt, musst du zurück pinkeln. Und zwar am besten an beide Beine.« Leo musste damals ein wenig lachen, solche Worte von dieser immer freundlichen und eher

zurückhaltenden Dame zu hören. Aber er wusste, dass sie wohl leider recht hatte. Er hatte immer davon geträumt, in New York zu leben, in der Stadt, die niemals schläft, in der alles möglich ist, wenn man nur hart genug arbeitet und zäh genug kämpft.

Und wie Frankie Boy schon sagte: »If I can make it there, I'll make it anywhere.«

Leo würde es schaffen, das wusste er von Anfang an.

Chanson V

You've got a Friend!

»Hier, trink das.«

Marta schob mir ihr Glas mit einer undefinierbaren roten Flüssigkeit hin.

»Was ist das?« Ich hielt es kurz an meine Nase. Es roch nach Wodka und Johannisbeeren, und ich verzog angewidert das Gesicht.

»Trink es einfach, Cecilia. Glaub mir, es hilft.«

Ich warf ihr einen misstrauischen Blick zu, kippte das süße Gemisch aber in einem Zug herunter und spürte sofort eine wohlige Wärme in mir aufsteigen. »Und, verrätst du mir jetzt die große Überraschung?«

Marta beugte sich vor und sah sich kurz um, als würde sie mir nun ein Staatsgeheimnis verraten. Ich lauschte gespannt, obwohl ich mir noch nicht ganz sicher war, ob ich ihre Neuigkeiten überhaupt hören wollte. Was, wenn sie mich wieder zu irgendetwas überreden wollte, für das ich mich noch lange nicht bereit fühlte?

»Du erinnerst dich doch noch an meine Tante Helena?«

»Die mit den tellergroßen Goldohrringen und der Liz-Taylor-Gedächtnisfrisur? Aber klar!«

Marta kicherte. »Ja, sie ist... war... ein ganz spezieller Typ. Sehr...« Sie suchte nach Worten. »...laut.«

»Warum sagst du *war*? Ist ihr was zugestoßen?«

Marta wurde ernst. »Ja, leider. Sie hatte einen Herzinfarkt, vor einigen Wochen. Es ging alles sehr schnell.«

»Das tut mir sehr leid.« Ich ergriff Martas Hand und sah ihr fest in die Augen. Ein tiefes Gefühl von Schuld stieg in mir auf. Ich war eine schlechte Freundin gewesen in diesem letzten Jahr. Eine Freundin, die nicht da war, sondern ausschließlich mit sich selbst beschäftigt gewesen war, mit ihrer eigenen Trauer, ihrem eigenen Leid. Nichts mehr wahrnehmend, nichts mehr spürend.

Marta war einfach meine beste Freundin, schon seit Ewigkeiten. Mit ihren dunklen Locken, den grünen Augen und der Stupsnase war sie auf ihre eigene, eigenwillige Art bildschön. Und sie war mit der chaotischsten und lautesten Familie gesegnet, die man sich vorstellen kann. Viele lustige Tage hatten wir mit ihren Eltern auf Familienfeiern, bei Spieleabenden oder einfach bei einem gemeinsamen Essen verbracht. Martas Vater, ein geborener Rumäne, kommentierte fast alles mit deutschen Kinderreimen und Sprichwörtern und brachte dabei mit seinem herrlichen Akzent immer irgendetwas durcheinander, so dass wir oft vor Lachen unter dem Tisch lagen. Nie werde ich sein »Das ist wie die Katze von hinten bürsten« vergessen, das er wohl aus den Sprichwörtern »Das Pferd von hinten aufzäumen« und »Die Katze beißt sich in den Schwanz« kreierte hatte. Woher er das »bürsten« hatte, haben wir allerdings nie herausgefunden.

Marta, zwar auch temperamentvoll, aber auf eine eher sanfte Art, hatte es in dieser Familie nicht immer leicht gehabt. Wenn man dort nicht lauter schrie als alle anderen, wurde man einfach vergessen. Als wir Teenager waren, hatte sie es häufig zu Hause nicht mehr ausgehalten, das laute Streiten ihrer Eltern, die

Vorwürfe, die sie ihr machten, weil sie die Schule nicht beenden wollte, etwas, das die Eltern, die so hart geschuftet hatten, damit ihre Kinder es einmal besser haben würden als sie selbst, partout nicht zulassen wollten.

Sie floh dann zu mir, in unser Haus am Waldrand, wo meine Mutter in ihren langen fließenden Gewändern leise ihre Hippie-musik hörte, Tee kochte und uns Dinkelkekse brachte. Dort, wo es scheinbar so gelassen zuging. Wir holten unsere ›Bravo‹ aus dem Versteck in meinem Kleiderschrank hervor, legten uns aufs Bett und kicherten über die dort abgedruckten Geschichten und malten uns eine Zukunft aus ohne Eltern, ohne Vorschriften, nur wir zwei, auf Weltreise. Nach Kuba wollten wir, wir liebten die Vorstellung, dort ein Café zu eröffnen, mitten in Havanna, zwischen zigarrenrauchenden Männern, glutäugigen Frauen und tangotanzenden Paaren. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund dachten wir, dass der Tango in Kuba erfunden worden wäre, bis wir Jahre später herausfanden, dass er aus Argentinien kommt.

Marta war eine hervorragende Bäckerin, ein ›Genie am Ofen‹ wie ich sie manchmal liebevoll neckte. Schon zu Schulzeiten tat sie nichts lieber, als zu backen. Ihr Schokoladenkuchen mit Nougatfüllung war ein Gedicht.

Ihr großer Traum war es schon immer gewesen, eine kleine Konditorei zu eröffnen, mit Kuchen, Tartes und Torten. Um sich diesen Traum zu erfüllen, hatte sie viel in Kauf genommen, hatte neben ihrer Ausbildung zur Konditorin Gelegenheitsjob um Gelegenheitsjob gemeistert, hatte gekellnert, in einem Callcenter Leuten Zahnzusatzversicherungen angedreht, sie hatte sogar mal in einem Hühnerkostüm Werbung für einen Imbiss gemacht.

Und dann, vor drei Jahren im Herbst, war es soweit. *Martas Zuckerbäckerei* wurde eröffnet, ein zauberhaftes kleines Café am Stadtrand. In kürzester Zeit hatte Marta ein schmuckes, mit Liebe zum Detail eingerichtetes Kleinod geschaffen. Die Einrichtung war in weiß gehalten und die Tische waren mit selbst bestickten Häkeldecken und winzigen Blumenvasen dekoriert, in die sie jeden Tag eine Rose in einer anderen Farbe stellte. Die Wände zierte unzählige kleine Schwarzweiß-Fotos von Brücken aus allen Teilen der Erde in verschnörkelten Rahmen aus dunklem Holz. Hinter der Glasscheibe der kleinen Theke fand man die leckersten Köstlichkeiten, Cupcakes mit Mandelkern, Käsekuchen mit Limetten oder Zimtschnecken mit Zuckerguss... Marta stand oft die ganze Nacht in der kleinen Küche, knetete Teig, bestäubte Kuchen mit Puderzucker, glasierte Muffins und verzierte Brownies. Schnell hatte sie Stammkunden, die aus der ganzen Stadt kamen, um auf die Schnelle ein Stück Tarte mitzunehmen oder an einem der liebevoll eingedeckten Tische ein Stück Torte mit einem heißen Milchkaffee zu genießen. Auch ich hatte schon viele Nachmittage dort verbracht, lesend, allein, zu zweit, lachend, traurig, immer wieder Marta im Blick, wie sie, selig lächelnd und mit leicht geröteten Wangen, ihre kleinen Schätze ordnete, Apfelkuchen mit Sahne anrichtete oder eine neue Marzipantorte anschnitt. Jetzt, im Sommer, hatte sie im winzigen Garten zwei Tische mit Stühlen und einen blau-weiß gestreiften Strandkorb aufgestellt, in dem man für einen Moment den hektischen Alltag vergessen konnte.

Ja, Marta hatte tatsächlich ihren Traum verwirklicht. Und dafür bewunderte ich sie.